

DAVID BALDACCIO

BIS ZUM LETZTEN A TEMZUG

THRILLER



BASTEI ENTERTAINMENT 

Inhalt

Cover	
Über den Autor	
Titel	
Impressum	
Widmung	
Prolog	
1.	
2.	
3.	
4.	
5.	
6.	
7.	
8.	
9.	
10.	
11.	
12.	
13.	
14.	
15.	
16.	
17.	
18.	
19.	
20.	
21.	
22.	
23.	
24.	

- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.
- 31.
- 32.
- 33.
- 34.
- 35.
- 36.
- 37.
- 38.
- 39.
- 40.
- 41.
- 42.
- 43.
- 44.
- 45.
- 46.
- 47.
- 48.
- 49.
- 50.
- 51.
- 52.
- 53.
- 54.
- 55.
- 56.
- 57.
- 58.
- 59.
- 60.

- 61.
- 62.
- 63.
- 64.
- 65.
- 66.
- 67.
- 68.
- 69.
- 70.
- 71.
- 72.
- 73.
- 74.
- 75.
- 76.
- 77.
- 78.
- 79.
- 80.
- 81.
- 82.
- 83.
- 84.
- 85.
- 86.
- 87.
- 88.
- 89.

Danksagungen

David Baldacci, geboren 1960, war Strafverteidiger und Wirtschaftsanwalt, ehe er 1996 mit *DER PRÄSIDENT* seinen ersten Roman veröffentlichte, der sofort zum Bestseller wurde. Auch alle seine folgenden Romane waren weltweit regelmäßig unter den Top Ten der Bestsellerlisten zu finden. Nach *IM BRUCHTEIL DER SEKUNDE*, *MIT JEDEM SCHLAG DER STUNDE* und *IM TAKT DES TODES* ist dies der vierte Band in der Serie um das Ermittlerduo Michelle Maxwell und Sean King. David Baldacci lebt mit seiner Familie in der Nähe von Washington, D. C.

David Baldacci

BIS ZUM
LETZTEN
ATEMZUG

Thriller

Aus dem amerikanischen Englisch von
Rainer Schumacher

BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2009 by Columbus Rose, Ltd.

Titel der amerikanischen Originalausgabe: »First Family«

Originalverlag: Grand Central Publishing, Hachette Book Group

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2011 by Bastei Lübbe AG, Köln

Titelillustration: Trevillion Picture Library

Umschlaggestaltung: Kirstin Osenau

Datenkonvertierung E-Book: Urban [SatzKonzept](#), Düsseldorf

ISBN 978-3-8387-0248-3

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

Meiner Mom,
meinem Bruder und meiner Schwester -
für all ihre Liebe.

Prolog

Ihre Schritte waren bedächtig. Die Straße hinunter, dann nach links, zwei Querstraßen entlang, dann nach rechts. An einer Abzweigung legte sie eine kurze Pause ein; an der nächsten machte sie einen längeren Halt. Aber das war reine Gewohnheit, denn ihr inneres Radar zeigte keine Gefahr an. Sie beschleunigte ihre Schritte. Es waren noch ziemlich viele Passanten auf der Straße, obwohl es spät war, aber die Leute sahen sie nicht. Sie schien wie eine Brise an ihnen vorbeizuwegen - man fühlte sie, ohne sie sehen zu können.

Das dreistöckige Gebäude war dort, wo es immer gewesen war, wie festgekeilt zwischen einem Hochhaus zur Linken und einem Rohbau zur Rechten. Natürlich gab es Sicherheitseinrichtungen, aber die waren nicht der Rede wert. Einen Anfänger würden sie nur ein paar Minuten aufhalten, für einen Profi waren sie ein Witz.

Sie suchte sich ein Fenster auf der Rückseite des Gebäudes aus, statt durch die Vordertür einzubrechen. Diese Einstiegspunkte waren fast nie verkabelt. Sie legte den Riegel um, schob das Fenster hoch und wand sich hindurch. Die Bewegungssensoren hatte sie rasch hinter sich gelassen, aber dann wurde sie doch nervös: Sie war jetzt sehr nahe am Ziel, und das jagte ihr eine Heidenangst ein, auch wenn sie es nie zugegeben hätte.

Der Aktenschrank war verschlossen. Ein Lächeln stahl sich auf ihr Gesicht.

Du machst mir ganz schön Arbeit, Horatio.

Fünfzehn Sekunden später glitt die Schublade auf. Ihre Finger huschten über die Rücken der Aktenmappen. Genau

in der Mitte hielt sie inne - dort, wo sie es nie erwartet hätte. Es war eine dicke Akte, aber damit hatte sie gerechnet. Sie zog die Akte heraus und blickte zum Kopierer.

Okay, dann los.

Horatio Barnes war ihr Psychiater. Vor einiger Zeit hatte er sie überredet, in eine Klinik zu gehen. Doch durch diese freiwillige Einkerkelung war aber nur ein einziges Rätsel gelöst worden, und das hatte nichts mit ihren Problemen zu tun. Später hatte Horatio sie hypnotisiert und in die Kindheit zurückgeführt; jeder Seelenklemmer, der sein Geld wert war, tat das früher oder später. Die Sitzung hatte offenbar viele Dinge zutage gefördert. Das Problem war nur, dass Horatio beschlossen hatte, ihr nicht alles zu sagen, was sie ihm enthüllt hatte. Und nun war sie hier, um dieses Versäumnis zu korrigieren.

Sie legte die Seiten in den Papiereinzug des Kopierers und drückte den Knopf. Eins nach dem anderen huschten die Ereignisse ihres Lebens durch das Gerät. Und mit jedem Blatt Papier, das in die Ablage geworfen wurde, ging ihr Puls schneller.

Schließlich steckte sie die Originalakte wieder in die Schublade und band die Kopie mit einem Gummiband zusammen. Ruhig ging sie zu ihrem SUV zurück, erneut so unsichtbar wie eine Brise. Um sie her wogte das Nachtleben, doch niemand sah sie.

Sie stieg in ihren Wagen, ließ den Motor an. Ihre Hände legten sich um das Lenkrad. Sie hatte es schon immer geliebt, die Kraft der Achtzylindermaschine zu spüren, wenn sie über unbekannte Straßen raste. Doch als sie nun durch die Windschutzscheibe blickte, wollte sie nichts Unbekanntes mehr, nichts Neues. Sie wollte, dass alles wieder so wurde wie früher.

Sie blickte auf die Akte, sah den Namen auf der ersten Seite.

Michelle Maxwell.

Für einen Augenblick schien es ein fremder Name zu sein: Auf den kopierten Seiten standen das Leben, die Geheimnisse und die Qualen eines anderen. Probleme. Was für ein furchtbares Wort. Dabei klang es so harmlos. Probleme. Jeder hatte Probleme.

Der hubraumstarke Motor des SUV bollerte im Leerlauf und blies Kohlendioxid in eine Atmosphäre, die ohnehin schon voll davon war. Ein paar dicke Regentropfen klatschten auf die Windschutzscheibe. Michelle sah, wie die Leute schneller gingen, um dem drohenden Wolkenbruch zu entfliehen. Eine Minute später war das Unwetter da. Michelle spürte, wie der Wind an ihrem SUV rüttelte. Ein greller Blitz, krachender Donner. Die Heftigkeit des Unwetters ließ darauf schließen, dass es nicht lange anhalten würde. Eine solch verschwenderische Gewalt hatte sich bald erschöpft, die Energie war rasch aufgebraucht.

Michelle stellte den Motor ab, griff nach den Kopien, riss das Gummiband herunter und begann zu lesen. Zuerst allgemeine Informationen: Geburtsdatum, Geschlecht, Bildungsweg, berufliche Laufbahn. Michelle blätterte weiter. Da stand nichts, was sie nicht schon wusste. Aber das war keine Überraschung. Schließlich ging es hier um sie.

Als Michelle auf die fünfte Seite der mit Maschine geschriebenen Notizen blickte, zitterten ihre Hände. Die Kopfzeile lautete: »Kindheit - Tennessee«. Sie schluckte mit trockenem Mund, hustete, rang nach Luft, und das machte es noch schlimmer. Der Speichel gerann ihr im Mund, so wie damals, als sie bei der Ruderregatta beinahe an Erschöpfung gestorben wäre. Das Rennen hatte ihr eine Silbermedaille eingebracht, die ihr mit jedem Tag weniger bedeutet hatte.

Michelle griff nach einer Flasche Mineralwasser und trank. Dabei tropfte Wasser auf die Kopien. Michelle fluchte und wischte so wütend über das Papier, dass sie es beinahe

zerriss. Tränen liefen ihr über die Wangen, ohne dass sie den Grund dafür wusste. Sie hob das eingerissene Papier dicht vor die Augen, konnte die Schrift aber nicht mehr entziffern und schaute aus dem Wagen in die dichten Regenschleier. Das Unwetter hatte die Leute vertrieben; die Straßen waren leer.

Michelle richtete den Blick wieder auf die Seiten, aber da war nichts mehr. Natürlich standen die Worte immer noch da, nur konnte Michelle sie nicht sehen.

»Du schaffst es«, feuerte sie sich selbst an. »Du kriegst das hin.«

Michelle riss sich zusammen, konzentrierte sich.

»Kindheit ... Tennessee«, begann sie.

Sie war wieder sechs Jahre alt und lebte mit ihren Eltern in Tennessee. Ihr Dad war Polizeibeamter auf dem Weg nach oben, und ihre Mom war ... nun, ihre Mom. Michelle hatte vier ältere Brüder, die damals alle schon ausgezogen waren. Nur noch die kleine Michelle war zu Hause gewesen.

Mit einem Mal fand sie sich wieder zurecht. Die Worte waren klar, und auch die Bilder wurden deutlicher, je tiefer sie in diesen abgeschiedenen Winkel ihrer Erinnerungen kroch. Als sie umblättert und ihr Blick auf das Datum fiel, war es, als hätte ein Blitz es in ihr Inneres eingebrannt. Eine Milliarde Volt Schmerzen und ein gequälter Schrei, den man beinahe sehen und fühlen konnte.

Michelle starrte aus dem Fenster. Es goss jetzt wie aus Eimern. Die Straßen waren immer noch leer.

Nein, doch nicht ... Als sie die Augen zusammenkniff, sah sie einen großen Mann, der ohne Schirm und Mantel im strömenden Regen stand. Er war durchnässt. Hemd und Hose klebten ihm auf der Haut. Er starrte Michelle an, sie starrte zurück. Weder Furcht noch Hass oder Mitgefühl waren im Blick des Mannes zu erkennen, als er sie durch den Regen hindurch beobachtete. Nur eine unterschwellige Traurigkeit, die zu Michelles Verzweiflung passte.

Michelle ließ den Motor an, legte den Gang ein und trat aufs Gaspedal. Als sie an dem Mann vorbeischoss, schaute sie zu ihm. Ein Blitz zuckte und machte die Nacht einen Wimpernschlag lang zum Tag. In der Explosion aus grellem Licht und krachendem Donner waren ihrer beider Bilder wie eingefroren, als sie einander anschauten.

Sean King sagte kein Wort. Er versuchte auch nicht, Michelle aufzuhalten. Er stand einfach da, das nasse Haar in der Stirn. Doch sein Blick war so eindringlich, wie Michelle es noch nie gesehen hatte. Es machte ihr Angst. Seans Blick schien ihr die Seele aus dem Leib reißen zu wollen.

Eine Sekunde später war Michelle um die Ecke gebogen und verlangsamte das Tempo. Sie ließ das Seitenfenster herunter, stoppte neben einem Mülleimer und warf die Kopien hinein.

Augenblicke später war ihr SUV im Unwetter verschwunden.

1.

Luftschlangen und Maschinengewehre. Funkelnde Löffel gruben sich in cremige Leckereien, während schwierige Finger sich um stählerne Abzugsbügel legten. Fröhliches Lachen, als Geschenke ausgepackt wurden, begleitet vom bedrohlichen Peitschen eines landenden Helikopters.

Die Anlage war vom Verteidigungsministerium offiziell der Marine-Nachschubbasis in Thurmont zugeteilt, doch die meisten Amerikaner kannten sie als Camp David. Aber egal, welchen Namen man benutzte, es war kein normaler Ort für einen Kindergeburtstag. Ursprünglich ein Erholungslager, das zur Zeit der Großen Depression erbaut worden war, diente die Anlage seit Jahrzehnten als Landsitz der US-Präsidenten. Franklin D. Roosevelt hatte ihn »ShangriLa« getauft, denn er hatte den Platz der Präsidentenjacht eingenommen. Seinen heutigen, weniger exotischen Namen hatte das Anwesen von Dwight D. Eisenhower bekommen, der ihm den Namen »Camp David« gegeben hatte, nach seinem Enkel. Das einhundertdreißig Morgen große, ländliche Areal bot Möglichkeiten für die verschiedensten Freizeitaktivitäten. Es gab Tennisplätze, Wanderwege und genau ein Übungsloch für präsidiale Golfer.

Die Geburtstagsparty fand im Bowling Center statt. Ein Dutzend Kinder waren eingeladen, begleitet von ihren Gouvernanten. Natürlich waren alle aufgeregt; schließlich befanden sie sich auf heiligem Boden, über den schon Kennedy und Reagan gewandelt waren.

Die Chefgouvernante und Organisatorin war Jane Cox - eine Rolle, an die gewöhnt war; schließlich war sie die First

Lady der Vereinigten Staaten. Jane, das schulterlange braune Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden, trug den Geburtstagskuchen höchstpersönlich nach draußen und gab obendrein die Vorsängerin beim »Happy Birthday« für ihre Nichte, Willa Dutton. Willa war ziemlich klein für ihr Alter und ungewöhnlich einnehmend, hatte man sie erst einmal kennengelernt. Jane würde es niemals zugeben, aber Willa war ihre Lieblingsnichte.

Die First Lady aß keinen Kuchen, denn sie musste auf ihre Figur achten. Seit ihrem Einzug ins Weiße Haus hatte sie ein paar Pfund zugelegt - wie bereits während des Höllenritts, den man Wahlkampf nannte, denn ihr Mann kandidierte für eine zweite Amtsperiode. Jane maß gut einsiebzig und war somit groß genug, dass sie Designermode tragen konnte und gut darin aussah. Ihr Mann wiederum war knapp unter einsachtzig, weshalb Jane auf allzu hohe Absätze verzichtete, damit der Präsident nicht kleiner aussah als sie. Der äußere Schein war sehr wichtig in der Politik.

Janes Gesicht war leidlich attraktiv - zumindest nach eigener Einschätzung, wann immer sie einen Blick in den Spiegel warf. Natürlich waren die Falten einer Frau zu sehen, die mehrere Geburten und Wahlkämpfe hinter sich hatte. So etwas hinterließ bei jeder Frau Spuren, und wenn man als First Lady eine Schwäche zeigte, und sei sie noch so klein, stürzte die Gegenseite sich unweigerlich darauf und schlachtete es aus. Doch der Großteil der Presse bezeichnete Jane immer noch als attraktiv. Einige schossen sogar übers Ziel hinaus und behaupteten, sie sähe aus wie ein Hollywoodstar. Früher hatte das vielleicht gestimmt, jetzt nicht mehr. Inzwischen war sie definitiv vom Vamp zur Charakterdarstellerin reiferen Alters geworden. Aber ein straffes Gesicht und ein knackiger Hintern standen ohnehin schon lange nicht mehr auf Janes Prioritätenliste.

Während der Party schaute sie immer wieder zum Fenster hinaus und blickte auf die finster dreinschauenden

Marineinfanteristen, die draußen mit schussbereiten Waffen patrouillierten. Natürlich hatte der Secret Service das Präsidentenehepaar hierher begleitet, doch offiziell war Camp David noch immer eine Marinebasis. Deshalb bestand das gesamte Personal, vom Tischler bis zum Gärtner, aus Angehörigen der Seestreitkräfte, und für die Sicherheit sorgten größtenteils die Ledernacken, die hier stationiert waren. Camp David war besser bewacht als das Weiße Haus, auch wenn es nur wenige Leute gab, die das offiziell eingestehen würden.

Doch mit Sicherheitsfragen beschäftigte Jane sich nicht. Stattdessen schaute sie gutgelaunt zu, wie Willa das Dutzend Kerzen auf ihrer zweistöckigen Torte auspustete und anschließend half, die Kuchenstücke zu verteilen. Jane umarmte Willas Mutter, die große, schlanke, rot gelockte Pam Dutton.

»Willa sieht glücklich aus«, sagte Jane.

»Bei ihrer Tante Jane ist sie immer glücklich«, erwiderte Pam und tätschelte ihrer Schwägerin liebevoll den Rücken. »Ich kann dir gar nicht genug danken, dass du uns die Party hier feiern lässt, zumal Dan ... ich meine, der Präsident, ja nicht einmal hier ist.«

Da sie keine Blutsverwandte war, empfand Pam es noch immer als unangenehm, ihren Schwager beim Vornamen zu nennen, während die Geschwister des Präsidenten und auch Jane ihn häufig »Danny« nannten.

Jane lächelte. »Dem Gesetz nach haben Präsident und First Lady die gleichen Rechte, was Staatseigentum betrifft. Und für die Finanzen der Familie bin immer noch ich verantwortlich.« Sie lachte. »Danny kann nicht gut mit Zahlen umgehen.«

»Trotzdem, es war sehr aufmerksam von dir.« Pam schaute zu ihrer Tochter hinüber. »Nächstes Jahr ist sie ein Teenager. Meine Güte, meine Älteste ein Teenager! Kaum zu glauben.«

Pam hatte drei Kinder. Die zwölfjährige Willa, den zehnjährigen John und die siebenjährige Colleen. Jane hatte ebenfalls drei Kinder, doch sie waren älter. Ihr neunzehnjähriger Sohn besuchte bereits ein College, und ihre Tochter arbeitete als Krankenschwester in Atlanta. Der zweite Sohn, altersmäßig zwischen seinen Geschwistern, wusste noch nicht, was er mit seinem Leben anfangen sollte.

Die Cox hatten früh eine Familie gegründet. Jane war erst achtundvierzig, und ihr Mann hatte kürzlich seinen fünfzigsten Geburtstag gefeiert.

Jane sagte: »Jungen bringen einem das Herz durcheinander, Mädchen den Kopf.«

»Ich weiß nicht, ob mein Kopf für Willa bereit ist.«

»Du darfst die Verbindung nie abreißen lassen. Du musst immer wissen, wer ihre Freunde sind. Beobachte, was um sie herum vorgeht. Manchmal wird sie sich zurückziehen, aber das ist normal. Willa ist intelligent, und sie wird einmal sehr hübsch. Sie wird sich über dein Interesse freuen.«

»Das ist ein guter Rat, Jane. Schön, dass ich immer auf dich zählen kann.«

»Tut mir leid, dass Tuck es nicht geschafft hat.«

»Er sollte morgen wieder hier sein, aber du kennst ja deinen Bruder.«

Jane blickte Pam besorgt an. »Wird schon schiefgehen.«

Als Pam davonging, schaute Jane zu Willa hinüber. Das Mädchen verkörperte eine Mischung aus fraulicher Reife und kindlicher Naivität. Sie konnte besser schreiben als die meisten Erwachsenen und über Themen diskutieren, die Ältere in Erstaunen versetzten. Doch wer sie beobachtete, konnte sehen, wie kleinmädchenhaft sie kicherte, und dass sie das andere Geschlecht gerade erst entdeckte - mit einer Mischung aus Scheu und Interesse, wie bei vielen Mädchen ihres Alters.

Die Party neigte sich dem Ende zu, und die Gäste verabschiedeten sich. Jane Cox stieg in den Helikopter. Er war nicht als »Marine One« gekennzeichnet, denn der Präsident war nicht an Bord. An diesem Tag beförderte er nur die B-Mannschaft, was Jane ganz recht war. Privat waren sie und ihr Mann gleichgestellt, doch in der Öffentlichkeit ging sie stets die obligatorischen zwei Schritte hinter ihm.

Jane schnallte sich an, und ein uniformierter Marine warf die Tür zu. Vier Agenten des Secret Service begleiteten Jane. Der Helikopter hob ab. Nach wenigen Sekunden schaute Jane auf Camp David hinunter, den »Vogelkäfig«, wie der Codename des Secret Service lautete. Der Helikopter flog nach Süden. In dreißig Minuten würden sie auf dem Rasen vor dem Weißen Haus landen.

In der Hand hielt Jane ein Blatt Papier, das Willa ihr kurz vor dem Ende der Party in die Hand gedrückt hatte. Es war ein Dankbrief. Jane lächelte. Der Brief war in der Sprache eines reifen Menschen geschrieben und war beinahe ein Musterbeispiel für Etikette.

Jane faltete den Brief zusammen und steckte ihn weg. Der Rest des Tages und der Abend würden nicht so angenehm verlaufen. Die Pflicht rief. Jane hatte längst gelernt, dass das Leben der First Lady einer unablässig auf Hochtouren laufenden Maschine glich.

Der Helikopter setzte auf. Da der Präsident nicht an Bord war, gab es keinen Salut, als Jane zum Weißen Haus ging. Sie wusste, ihr Mann war im Büro neben dem Oval Office, das fast ausschließlich für zeremonielle Zwecke genutzt wurde. Doch Jane hatte mehrere Forderungen gestellt, als sie sich bereit erklärt hatte, ihren Mann beim Präsidentschaftswahlkampf zu unterstützen. Eine dieser Forderungen war gewesen, jederzeit ins Allerheiligste zu dürfen, ohne sich vorher anmelden zu müssen.

»Ich bin keine Besucherin«, hatte sie damals zu ihrem Mann gesagt. »Ich bin deine Frau.«

Jane trat auf den so genannten »Body Man« zu, offiziell der persönliche Assistent des Präsidenten, der vor dem Oval Office stand. Der Body Man sorgte dafür, dass der Präsident seinen Terminplan einhielt und mit höchstmöglicher Effektivität arbeiten konnte. Zu diesem Zweck stand er vor Sonnenaufgang auf und widmete jeden Augenblick seines Wachseins den Bedürfnissen des Präsidenten - lange, bevor der Präsident wusste, was für Bedürfnisse das eigentlich waren.

»Sorgen Sie dafür, dass der Präsident und ich ungestört sind, Jay«, sagte Jane zu ihm. »Ich gehe jetzt zu ihm rein.«
Sofort wich Jay zur Seite.

Jane verbrachte ein paar Minuten mit dem Präsidenten und erzählte ihm von der Geburtstagsparty. Dann ging sie in den Wohntrakt, um sich frisch zu machen und sich umzuziehen, denn später gab sie einen Empfang. Als der Tag endete, zog Jane sich in ihr »offizielles« Heim zurück, trat sich die Schuhe von den Füßen und gönnte sich einen Becher heißen Tee.

Zwanzig Meilen entfernt schrie Willa Dutton, das zwölfjährige Geburtstagskind, ihre Angst und ihr Entsetzen hinaus.

2.

Sean schaute während der Fahrt zu Michelle hinüber. Es war ein kurzer, abschätzender Blick. Falls Michelle ihn bemerkt hatte, sagte sie nichts. Stattdessen blickte sie stur nach vorn.

»Wann hast du die Frau kennengelernt?«, fragte sie.

»Als ich noch als Bodyguard gearbeitet habe. Wir sind in Verbindung geblieben. Eine nette Familie.«

»Hm«, machte Michelle und schaute weiter nach vorn.

»Warst du in letzter Zeit mal bei Horatio?«

Michelle verstärkte den Griff um den Kaffeebecher.

»Warum bist du mir zu seiner Praxis gefolgt?«

»Weil ich wusste, was du vorhast.«

»Und was?«

»Du bist eingebrochen, um herauszufinden, was du ihm unter Hypnose erzählt hast.«

Michelle schwieg.

»Hast du es herausgefunden?«, hakte Sean nach.

»Es ist schon ziemlich spät, um jemanden zu Hause zu besuchen.«

»Weiche mir nicht aus, Michelle. Wir müssen darüber reden.«

»Du hast meine Frage nicht beantwortet«, sagte sie.

»Du meine auch nicht.«

»Sag schon: Warum fahren wir so spät zu diesem Haus?«

»Vielleicht geht es um einen Auftrag, den wir übernehmen sollen.«

»Deine nette Familie braucht einen Privatdetektiv?«

Sean nickte. »Und sie wollte nicht warten.«

Sie bogen von der kurvenreichen Landstraße in eine lange, von Bäumen gesäumte Auffahrt ein. Kurz darauf erschien eine Villa im Kolonialstil vor ihnen.

»Nicht übel«, bemerkte Michelle. »Dein Freund scheint ja ganz gut zurechtzukommen.«

»Regierungsaufträge. Offenbar gibt der Staat das Geld mit vollen Händen aus.«

»Da wäre ich nie drauf gekommen«, sagte Michelle.

»Seltsam, das Haus ist dunkel. Hast du dich in der Uhrzeit geirrt?«

»Bestimmt nicht.« Sean hielt vor dem Haupteingang.

Michelle stellte den Kaffeebecher ab und zog ihre Pistole aus dem Gürtelholster. »Da hat eine Frau geschrien!«

»Warte.« Rasch legte Sean ihr eine Hand auf den Arm. Als Augenblicke später im Inneren des Hauses ein Krachen zu hören war, griff er ins Handschuhfach nach seiner eigenen Pistole. »Verdammt, du hast recht. Sehen wir nach, bevor wir die Cops rufen.«

»Geh du hintenrum, ich nehme die Vorderseite«, sagte Michelle.

Sean nickte, stieg aus und rannte zur Rückseite der Villa. Michelle ließ den Blick in die Runde schweifen. Es waren keine Fahrzeuge zu sehen. Sie huschte zum Vordereingang. Die Schreie und das Krachen waren inzwischen verstummt. Michelle hätte rufen und sich erkundigen können, ob alles in Ordnung sei, hätte damit aber Einbrecher gewarnt, die sich möglicherweise im Haus aufhielten.

Die Vordertür war abgeschlossen. Kaum hatte Michelle die Hand vom Türknauf genommen, krachte es. Die Kugel durchschlug das dicke Holz. Splitter wirbelten durch die Luft. Michelle spürte das Geschoss, als es an ihr vorbeizischte, bevor es in Seans Wagen einschlug.

Sie sprang von der Veranda, rollte sich ab und rannte los. Dabei riss sie das Handy aus der Tasche und wählte die

911. Sofort hob jemand ab. Sie wollte gerade etwas sagen, als das Garagentor aufflog und ein Geländewagen auf sie zuraste. Sie sprang zur Seite, schoss erst auf die Reifen, dann auf die Windschutzscheibe. Das Mobiltelefon flog ihr aus der Hand, als sie sich zu Boden warf und eine Böschung hinunterrollte. Sie landete in einem Haufen Laub und Dreck, sprang auf und blickte nach oben. Der Wagen hatte angehalten, der Beifahrer war ausgestiegen.

Michelle feuerte.

Die Kugel traf den Mann in die Brust, doch das Hartmantelgeschoss schaltete ihn nicht aus. Stattdessen taumelte er zurück, als seine kugelsichere Panzerung die Kugel auffing. Als er sicheren Stand gefunden hatte, hob er seine eigene Waffe.

Michelle warf sich hinter den dicken Stamm einer Eiche, ehe die MP5 des Mannes losratterte. Ein Dutzend Kugeln schlugen in den Baum und rissen die Rinde ab. Eichensplinter wirbelten durch die Luft.

Michelle konnte sich keinen Augenblick Pause erlauben, denn ein geübter Schütze brauchte nur Sekunden, um das Magazin einer Maschinenpistole zu wechseln. Sie sprang aus ihrer Deckung, beide Hände um den Griff der Waffe gelegt. Diesmal würde sie auf den Kopf des Mannes zielen.

Aber da war niemand mehr, auf den sie hätte zielen können.

Der Mann war verschwunden.

Vorsichtig stieg Michelle die Böschung hinauf, die Pistole im Anschlag. Doch als sie hörte, wie der Motor des Pick-ups ansprang, war es mit der Vorsicht vorbei. Sie kletterte weiter, so schnell sie konnte. Als sie die Auffahrt erreichte, war der Wagen bereits verschwunden.

Michelle rannte zu Seans Auto. Sie wollte dem Flüchtigen hinterher, sah dann aber Rauch unter der Motorhaube hervorquellen. Ihr Blick fiel auf die Einschusslöcher im Blech der Karosserie. Mit diesem Wagen würden sie und Sean nirgendwohin fahren.

»Sean?«, rief sie. »Sean!«

»Hier drin!«

Michelle eilte die Treppe hinauf, über die Splitter der Tür hinweg, stürmte ins Wohnzimmer und schwenkte dabei die Waffe in einem weiten Bogen.

Sean kniete auf dem Boden neben einer Frau. Sie lag auf dem Rücken, Arme und Beine vom Körper abgespreizt. Ihre Augen waren weit geöffnet, aber starr und leer. Das rote Haar fiel ihr bis auf die Schultern. Was die Frau getötet hatte, war auf den ersten Blick zu sehen: Ihre Kehle war zerfetzt.

»Mein Gott«, sagte Michelle. »Wer ist das?«

»Pam Dutton. Die Frau, mit der wir uns treffen wollten.«

Michelle sah Buchstaben auf den nackten Armen der Toten. »Was hat das zu bedeuten?«

»Keine Ahnung.« Sean beugte sich näher an die Tote heran. »Sieht aus, als wären die Buchstaben mit einem schwarzen Marker geschrieben.«

»Ist sonst noch jemand im Haus?«

»Finden wir's raus.«

»Wir dürfen den Tatort nicht kontaminieren, ehe die Spurensicherung hier ist.«

»Wir dürfen aber auch niemanden sterben lassen, den wir retten können«, konterte Sean.

Die Durchsuchung des Hauses dauerte nur ein paar Minuten. Im Obergeschoss gab es vier Schlafzimmer, zwei auf jeder Seite des Flurs. Im ersten Schlafzimmer entdeckten sie ein kleines Mädchen. Es war bewusstlos, hatte aber keine erkennbaren äußeren Verletzungen. Ihre Atmung war stabil, der Puls schwach, aber regelmäßig.

»Das ist Colleen Dutton«, sagte Sean.

»Wurde sie unter Drogen gesetzt?«

Sean hob das Augenlid des Kindes. Die Pupille war stark vergrößert. »Sieht so aus.«

Im zweiten Schlafzimmer lag ein kleiner Junge; er war im gleichen Zustand wie das Mädchen.

»John Dutton«, sagte Sean und überprüfte auch hier die Pupillen. »Ebenfalls betäubt.«

Das dritte Schlafzimmer war leer.

Das vierte Schlafzimmer war das größte. Und es war nicht leer.

Der Mann lag auf dem Boden. Er trug Hose und T-Shirt und war barfuß. Eine Seite seines Gesichts war blau und geschwollen.

»Das ist Tuck Dutton, Pams Mann.« Sean fühlte den Puls des Bewusstlosen. »Er atmet regelmäßig. Offenbar hat er einen ziemlichen Schlag abbekommen.«

»Wir sollten die Cops anrufen.« Michelle nahm das Telefon vom Nachttisch. »Mist! Die Leitung ist tot. Sie müssen die Kabel durchgeschnitten haben.«

»Versuch es über dein Handy.«

»Das habe ich verloren, als die Kerle mich überfahren wollten.«

»Was für Kerle?«

»Ein Fahrer und ein Typ mit einer Maschinenpistole. Hast du niemanden gesehen, als du reingekommen bist?«

Sean schüttelte den Kopf. »Als ich die Schüsse gehört habe, bin ich direkt durch die Hintertür ins Haus. Aber ich habe ein Krachen gehört.«

»Da sind die Kerle mit dem Wagen durchs Garagentor gebrochen«, sagte Michelle.

»Pam tot, Tuck niedergeschlagen, John und Colleen mit Drogen betäubt ...«, murmelte Sean.

»Du hast mir doch gesagt, sie hätten *drei* Kinder.«

»Haben sie auch. Willa ist anscheinend verschwunden. Das leere Schlafzimmer ist ihres.«

»Ob sie in dem Pick-up entführt wurde?«

»Was für ein Modell war es?«

»Ein Tundra, viertürig, dunkelblau. Ein Fahrer und der Schütze saßen darin.«

»Hast du sie gut genug gesehen, dass du sie identifizieren könntest?«

»Nein, aber einer trug eine kugelsichere Weste. Sie hat das Hartmantelgeschoss aus meiner Waffe aufgehalten. Außerdem hatte der Kerl eine schwarze Skimaske auf.«

Sean wählte 911 auf seinem Handy, gab die Informationen weiter, schob das Handy zurück in die Tasche und schaute sich um.

»Was ist das da?«, fragte er und zeigte auf den Schrank.

Michelle ging durchs Zimmer und besah sich das Gepäckstück, das aus dem Schrank hervorlugte. »Eine Reisetasche, halb offen.« Sie bückte sich. »Hier ist ein Anhänger ... United Airlines, Flug 567 nach Dulles. Das Datum ist heute.« Sie holte einen Waschlappen aus dem Bad, um den Reißverschluss zu öffnen, ohne mögliche Fingerabdrücke zu verwischen. Dann schaute sie in die Tasche. »Männerkleidung. Vermutlich gehört die Tasche Tuck.«

Sean blickte auf die nackten Füße und das T-Shirt des bewusstlosen Mannes. »Er kommt nach Hause, begrüßt Pam, geht rauf, um seine Tasche abzustellen, zieht sich um und kriegt eins über den Schädel.«

»Da ist noch etwas. Der Tundra, der aus der Garage kam ... Entweder gehörte der Wagen den Duttons, oder die Typen haben ihn in der Garage abgestellt.«

»Vielleicht, damit niemand sieht, wie sie Willa in den Wagen laden.«

»Hier draußen? Um diese Zeit? Warum sollten sie sich solche Umstände machen? Man kann von hier aus nicht einmal das Nachbarhaus sehen. Ich weiß gar nicht, ob es hier überhaupt Nachbarn gibt.«

»Warum haben sie ausgerechnet Willa mitgenommen und keines der anderen Kinder?«

»Gute Frage. Und warum bringen sie die Mutter um und lassen alle anderen am Leben?«

Sean und Michelle stiegen nach unten. Sean ging durch die Küche in die Garage, die Platz für drei Fahrzeuge bot. Auf einem Stellplatz stand eine Mercedes-Limousine, auf

einem anderen ein Chrysler-Minivan. Der dritte Stellplatz war leer.

»Da hat wahrscheinlich der Pick-up gestanden«, sagte Michelle. »Weißt du, ob die Duttons einen blauen Tundra hatten?«

»Nein. Aber die Wahrscheinlichkeit ist groß, dass der Wagen ihnen gehörte, weil der Stellplatz frei ist. Die meisten Garagen sind mit Gerümpel vollgepackt. Dass hier alle drei Stellplätze frei sind bedeutet, dass die Duttons drei Fahrzeuge hatten, sonst hätten sie den freien Platz garantiert als Lagerraum genutzt.« Sean legte die Hand auf die Motorhaube des Mercedes. »Ist noch warm.«

Michelle strich mit den Fingern über die Reifen. »Und die sind feucht. Heute Abend hat es leicht geregnet. Tuck muss mit dem Wagen vom Flughafen gekommen sein.«

Sie kehrten ins Wohnzimmer und zur toten Pam Dutton zurück. Mit dem Ellbogen schaltete Sean das Licht an, um keine Fingerabdrücke zu hinterlassen. Dann zückte er seinen Notizblock und notierte die Buchstaben, die auf dem Arm der Toten standen.

Michelle bückte sich und untersuchte Pams Hände. »Sie hat Blutspuren und Haut unter den Fingernägeln. Wahrscheinlich hat sie sich gewehrt.«

»Ist mir auch schon aufgefallen. Hoffen wir, dass man in der DNA-Datenbank fündig wird.«

»Müsste da nicht mehr Blut sein?«, fragte Michelle.

Sean schaute sich die Leiche genauer an. »Du hast recht. Der Teppich müsste voller Blut sein. Wie es aussieht, haben sie ihr die Halsschlagader durchgeschnitten. Sie muss binnen kürzester Zeit ausgeblutet sein.«

Michelle wies auf ein Plastikstück, das unter dem Ellbogen der Toten hervorragte. »Ist es das, was ich glaube?«

Sean nickte. »Eine leere Spritze.« Er schaute zu seiner Partnerin. »Haben die Täter ihr Blut mitgenommen?«

3.

Bei Talbot's war Schlussverkauf, deshalb hatte Diane Wohl schon um vier Uhr Feierabend gemacht. Ein neues Kleid, ein paar Blusen, die ein oder andere Hose, ein Schal. Diane hatte gerade eine Gehaltserhöhung bekommen und wollte das zusätzliche Geld gleich einem guten Zweck zuführen. Schließlich war nichts verkehrt daran, sich dann und wann selbst ein bisschen zu verwöhnen.

Diane parkte ihren Wagen in der Hochgarage des Einkaufszentrums und ging die hundertfünfzig Meter bis zum Geschäft. Zwei Stunden später verließ sie es mit zwei Taschen voller Kleider. Sie hatte ihre patriotische Pflicht erfüllt und die schleppende Wirtschaft angekurbelt.

Diane warf die Taschen auf den Beifahrersitz und stieg ein. Sie hatte Hunger und dachte darüber nach, sich auf dem Heimweg etwas beim Chinesen zu besorgen. Sie hatte gerade den Schlüssel ins Zündschloss gesteckt, als sie den kleinen, kalten Metallring einer Pistolenmündung am Kopf spürte. Der Geruch nach Waffenöl und Zigaretten stieg ihr in die Nase.

»Fahr«, sagte eine ruhige, aber energische Stimme.

»Sonst bist du tot.«

Diane gehorchte.

Eine Stunde später hatten sie die Vorstädte hinter sich gelassen. Nur der Asphalt, der abnehmende Mond und eine Wand von Bäumen waren noch zu sehen. Kein anderes Auto, kein Mensch. Diane Wohl war ganz allein mit dem Mann auf der Rückbank ihres Hondas.

»Bieg hier ab«, sagte der Mann.

Diane krampfte sich der Magen zusammen. Vor Angst kam ihr die Galle hoch.

Ein paar Minuten lang rumpelte der Wagen über einen Feldweg zwischen dunklen Bäumen hindurch.

»Anhalten«, befahl der Mann.

Diane schaltete die Automatik in Parkstellung. Als sie die Hand zurückzog, huschte ihr Blick zu ihrer Handtasche, in der ihr Handy steckte. Wenn sie es irgendwie einschalten konnte ... Oder wenn sie an ihre Schlüssel herankäme. Die könnte sie dem Kerl in die Augen stechen, wie sie es mal in einem Film gesehen hatte. Nur dass Diane so große Angst hatte, dass sie zu gar nichts mehr fähig war. Sie zitterte am ganzen Leib.

Der Mann sagte: »Raus.«

Diane rührte sich nicht. Ihr Mund war trocken, doch irgendwie brachte sie hervor: »Wenn Sie meinen Wagen und mein Geld wollen, können Sie es haben. Nur tun Sie mir bitte nichts.«

Der Mann ließ sich nicht beirren. »Raus.« Wieder drückte er Diane die Pistolenmündung in den Nacken. Ein Haar verfang sich an der Kimme und wurde mit der Wurzel ausgerissen. Tränen rannen Diane übers Gesicht. Sie öffnete die Wagentür und wollte aussteigen, die Handtasche fest umklammert, als plötzlich behandschuhte Finger ihren Arm packten.

»Die Tasche brauchst du nicht.«

Diane schloss die Tür hinter sich.

Als der Mann ebenfalls ausstieg, verließ sie der Mut. Sie hatte so sehr gehofft, der Kerl würde ihr nur den Honda stehlen, nicht aber das Leben.

Der Mann war schon älter und hatte dichtes, langes weißes Haar, das verschwitzt und schmutzig aussah. Sein Gesicht war wie aus Stein gemeißelt, voller Furchen und Gräben. Er war groß und kräftig, mit breiten Schultern und riesigen, schwieligen Händen. Er wog bestimmt mehr als zweihundert Pfund. Wie ein Turm ragte er über der

zierlichen Diane auf. Selbst mit Waffe hätte sie kaum eine Chance gegen ihn gehabt. Er hielt die Pistole genau auf ihren Kopf gerichtet.

Dass er keine Maske trug, machte Diane die meiste Angst. Sie konnte sein Gesicht deutlich sehen. *Es ist ihm egal, ob ich weiß, wer er ist*, schoss es ihr durch den Kopf. *Er wird mich vergewaltigen und umbringen und hier draußen liegen lassen.*

Diane begann zu schluchzen. »Bitte, tun Sie es nicht«, flehte sie und trat einen Schritt vor, zuckte aber zurück, als ein anderer Mann von hinten an sie herantrat und sie an der Schulter berührte. Sie schrie auf und fuhr herum. Der Neuankömmling war klein und drahtig und besaß ein Latinogesicht. Doch Diane registrierte es kaum, denn der Mann hob einen Kanister, und ein dichter Nebel traf sie mitten ins Gesicht.

Würgend wankte Diane einen Schritt zurück und rang nach Atem. Nach wenigen Augenblicken verlor sie das Bewusstsein und sank in den Armen des Hünen zusammen.

Die Männer steckten Diane in den Laderaum eines gemieteten Vans, der in der Nähe stand, und fuhren davon.

4.

Die Gesetzeshüter waren in beeindruckender Stärke angerückt. Sean und Michelle, die am Rand des von Fichtennadeln übersäten Hofes standen, beobachteten, wie Polizisten und Kriminaltechniker über das Haus der Duttons herfielen wie Ameisen über einen Kadaver - in gewisser Hinsicht eine perfekte Analogie.

Rettungswagen hatten die überlebenden Angehörigen der Familie Dutton bereits ins Krankenhaus gebracht, während Mrs. Dutton noch immer drinnen lag. Der einzige Arzt, den sie noch sehen würde, war der Leichenbeschauer, und der würde ihren Körper noch mehr zerlegen, als ihr Mörder es getan hatte.

Sean und Michelle waren bereits drei Mal vernommen worden, zuerst von uniformierten Beamten, dann von Detectives der Mordkommission. Immer wieder hatten sie detaillierte Antworten gegeben. Nun waren ganze Notizbücher voll mit ihren Schilderungen der schrecklichen Ereignisse dieser Nacht.

Michelle richtete ihre Aufmerksamkeit auf zwei schwarze Limousinen in der Auffahrt. Als Männer und Frauen in Zivil aus den Wagen stiegen, fragte sie Sean: »Was macht das FBI hier?«

»Habe ich das nicht schon gesagt? Tuck Dutton ist der Bruder der First Lady.«

»First Lady? Du meinst Jane Cox, die Frau des Präsidenten?«

Sean nickte.

»Also wurde die Schwägerin der First Lady ermordet und ihre Nichte entführt?«